

Wir haben Spaß

Zu den täglichen Aufgaben der Mitarbeiter gehört es, für eine abwechslungsreiche Beschäftigung ihrer Schützlinge zu sorgen

Lieber in Freiheit hungern als fett werden in Ketten.“ Aesops Fabel von „Wolf und Hund“ drückt wohl am besten aus, was viele Menschen beim Anblick von Zootieren empfinden. Der Gegensatz von „freier Wildbahn“ und „Eingesperrtsein“ wird vor allem von Tierschutzverbänden immer wieder angeführt, um die Zootierhaltung generell zu kritisieren.

Dabei wird die Rückseite der Medaille oft übersehen. „Die Natur ist nicht lieb“, sagt Helmut Mägdefrau, stellvertretender Tiergartendirektor. Die Verhältnisse im Freiland einfach auf den Zoo zu übertragen, sei fragwürdig.

Wollen wir wirklich zulassen, dass ein Viertel aller Nashörner an den Folgen von Rivalenkämpfen stirbt, dass etwa jedes achte Gorillababy vom Harems-Chef getötet wird? Wollen wir nach dem Vorbild der Natur dem altersschwachen Fritz einen jungen Rivalen zur Seite stellen, der ihn aus der Nürnberger Gorillagruppe herausbeißt und mangels Fluchtmöglichkeiten sogar tötet? Oder setzen wir in solchen Fällen nicht doch humane Maßstäbe an, die der „freien Wildbahn“ fremd sind?

Aus streng biologischer Sicht gehören Rivalenkämpfe, Kindstötungen und vor allem das Töten lebender Beute zu den natürlichen Bedürfnissen vieler Tierarten. Müssen wir diese Verhaltensweisen einem Zoobesucher zumuten? Sind wir überhaupt in der Lage, die Grundbedürfnisse eines Tieres richtig zu interpretieren?

Tiergartenchef Dag Encke hat da seine Zweifel. Er nennt als Beispiel den Geparden: Die Raubkatze sei energetisch gesehen „auf Kante genäht“. Wenn sie mehr als drei kraftraubende Sprints hinlegen muss, ohne erfolgreich zu sein, droht ihr der Hungertod. Mit anderen Worten: Geparden rennen buchstäblich um ihr Leben. Letztlich ist alles eine Frage des Energieverbrauchs.

Da der Gepard mit Fleisch gefüttert wird, besteht keinerlei Anlass, sein Gehege so groß zu gestalten, dass eine Beschleunigung auf über 110 Stundenkilometer möglich ist. „Die Katze weiß instinktiv, dass Sprinten lebensgefährlich ist“, sagt Encke. Wo immer möglich, meide sie diesen enormen Energieaufwand.

Beispiel zwei: Mongolische Rennmäuse zeigen in Gefangenschaft häufig Grabstereotypen, die als Indiz für schlechte Tierhaltung gelten. Das Graben, so könnte man aus Freilandbeobachtungen schließen, ist offenbar ein Grundbedürfnis von Rennmäusen. Doch weit gefehlt. Bietet man den Mäusen entsprechende Höhlen an, hört das Buddeln schlagartig auf. „Die mongolischen Rennmäuse graben nur für ihre Sicherheit“, betont Encke.

Aus solchen Beobachtungen lässt sich eine „Bedürfnishierarchie“ für Zootiere aufstellen, aus der man ableiten kann, wie die Tierhaltung aussehen muss. „An erster Stelle steht die Sicherheit“, sagt der Tiergartenleiter. Danach folgen Ernährung, Reproduktion und Herausforderungen.

Zootiere brauchen Herausforderungen

„Tiere haben keinen Freiheitsbegriff, sondern ein hohes Sicherheitsbedürfnis“, erläutert Encke. 70 Prozent der Huftiere im Tiergarten könnten die Absperrungen überwinden. Offenbar nehmen die Tiere das Gehege nicht als Gefängnis, sondern als Schutzraum wahr.

Schutz und Sicherheit im Zeichen des Schmausenbuck dürfen aber nicht so wichtig werden, dass sich die Tiere in einer reizarmen Umgebung zu Tode langweilen. „Besonders die Jungtiere brauchen Herausforderungen, damit möglichst viele neuronale Vernetzungen im Gehirn angelegt werden“, erklärt Mägdefrau.

Tierbeschäftigung ist deshalb ein wichtiger Aspekt der Zootierhaltung. Im Aquapark des Tiergartens beispielsweise denken sich Revierleiter Thorsten Krist und seine Kollegen immer neue Möglichkeiten aus, um den Alltag der Eisbären zu bereichern. „In der Natur macht die Robbenjagd einen großen Teil des Alltags dieser hochintelligenten Tiere aus“, sagt Krist, „wenn im Zoo die Nahrungssuche entfällt, sind sie unterfordert.“

Eisbär Felix, der Vater von Flocke und der beiden im vergangenen Dezember geborenen Jungen Gregor und Aleut, liebt Spielzeug jeder Art: Bojen und Bälle, die Krist ihm ins Wasserbecken wirft, wirbelt Felix hoch in die Luft, fängt sie wieder auf, um sie gleich darauf an Land zu bugsieren und anschließend wie wild durchs Gehege zu rollen. Am Ende schmeißt er sich oft mit seinem ganzen Gewicht darauf und beißt sie kaputt – das gehört zum Spiel

Heute hat Krist einen Kunststoffkanister für den zehnjährigen Eisbärullen mitgebracht, in dem zerkleinerte Fisch-, Fleisch- und Gemüsestückchen versteckt sind. Felix nimmt das neue Spielzeug behutsam mit der Schnauze am Henkel auf und schiebt es schwimmend vor sich her, bevor er es an Land zieht und am Ufer herumstupt. Erst nach einer Stunde fummelt er einen Leckerbissen nach dem anderen heraus und lässt ihn sich schmecken. An anderen Tagen verteilen die Pfleger Naschereien hier und da in Felix' Revier, etwa einen Klacks Ketchup oder Mayonnaise. Den leckt Felix dann mit Hochgenuss auf. Zwischendurch gibt es mal ein ganzes, totes Kaninchen – das ist besonders gesund und bietet vielfältige Möglichkeiten zum Durchschütteln und Knabbern.

„Die Fantasie von uns Pflegern ist gefragt“, meint Krist. Schon die abwechslungsreiche Gestaltung des Geheges bringe den Tieren viel. Und wenn es nur ein hingeschütteter Sandhaufen ist – Felix genießt es, sich tagelang darin herumzuwälzen. Es muss nur immer wieder etwas Neues sein, um den Tieren eine Herausforderung zu bieten.

Im großen Huftier-Freigelände hängt Gitta Jahns das Trampeltier Aka ans Halfter. Dann trainiert sie mit der alten Kameldame, Kommandos auszuführen: stillstehen, Füße heben. Aka lernt schnell und zuckt auch bei einem kleinen Piks mit der Nadel nicht zurück. „Manchmal zupfe ich ein bisschen an den Stellen herum, wo die Adern sind.“ So werden Aka und ihre Artgenossinnen Akiba und Ronja auf tierärztliche Untersuchungen vorbereitet. Gleichzeitig ist das Training eine Art Unterhaltungsprogramm für sie, sagt Gitta Jahns: „Kamele wollen nicht den ganzen Tag einfach nur rumstehen, sie wollen was tun.“

Gemeinsames Gehege mit den Kulanen

Gelegentlich hängt die Tierpflegerin Futterräste für ihre Schützlinge auf, denn sie lieben es, am Holz zu knabbern. Oder sie verteilt Krafftutter-Pellets auf der Weide, nach denen die Trampeltiere stundenlang suchen und so beschäftigt sind. Das gemeinsame Gehege von Trampeltieren und Kulanen schafft ebenfalls Abwechslung: „Beide Arten müssen miteinander kooperieren. Sie fordern sich gegenseitig zum Spielen auf und scheuchen sich manchmal gegenseitig herum.“

Auch die vier Gorillas im Affenhaus absolvieren jeden Tag ein medizinisches Training mit ihren Pflegern. Es soll die Menschenaffen einerseits an Untersuchungen und kleinere Behandlungen durch den Tierarzt gewöhnen, andererseits entwickelt sich dadurch eine enge Beziehung und Vertrauen zwischen Tier und Pfleger. Sogar der alte Fritz macht begeistert mit. Der Chef der Gorillagruppe und seine drei Frauen Lena, Bianka und Hakuna kommen freiwillig ans Gitter heran und üben – jeder mit seinem Pfleger. Ramona Such lässt sich die Hand von Gorilladame Hakuna reichen. „Super gemacht“, lobt sie das Tier, „und jetzt Maul auf!“ Hakuna zögert nicht lange. Mit einem „Klicker“ signalisiert Ramona Such dem Tier akustisch, dass es alles richtig gemacht hat. Hakuna streckt die Zunge heraus und lässt sich mit einem Spatel in den Hals schauen. Wieder ein Lob, ein Klick. Hakuna zuckt nicht einmal zurück, als es einen kleinen Piks in die Hand gibt. Klick, „super!“ Die Übung sitzt so gut, dass der Tierarzt bei Bedarf Blut ohne Narkose abnehmen kann.

Und weil Hakuna zur Belohnung ein paar Rosinen und einen Apfel bekommt und heute besonders gut drauf ist, lässt sie sich sogar überreden aufzuräumen: Bereitwillig reicht sie Ramona Such ein Metallteil und einen Golfball – Dinge, die Besucher in das Abteil im Menschenaffenhaus geworfen haben und die dort nichts zu suchen haben. Manchmal hat so ein Beschäftigungstraining auch eine ganz pragmatische Seite.

Text: Mathias Orgeldinger, Ute Wolf

Fotos: Uwe Nikla